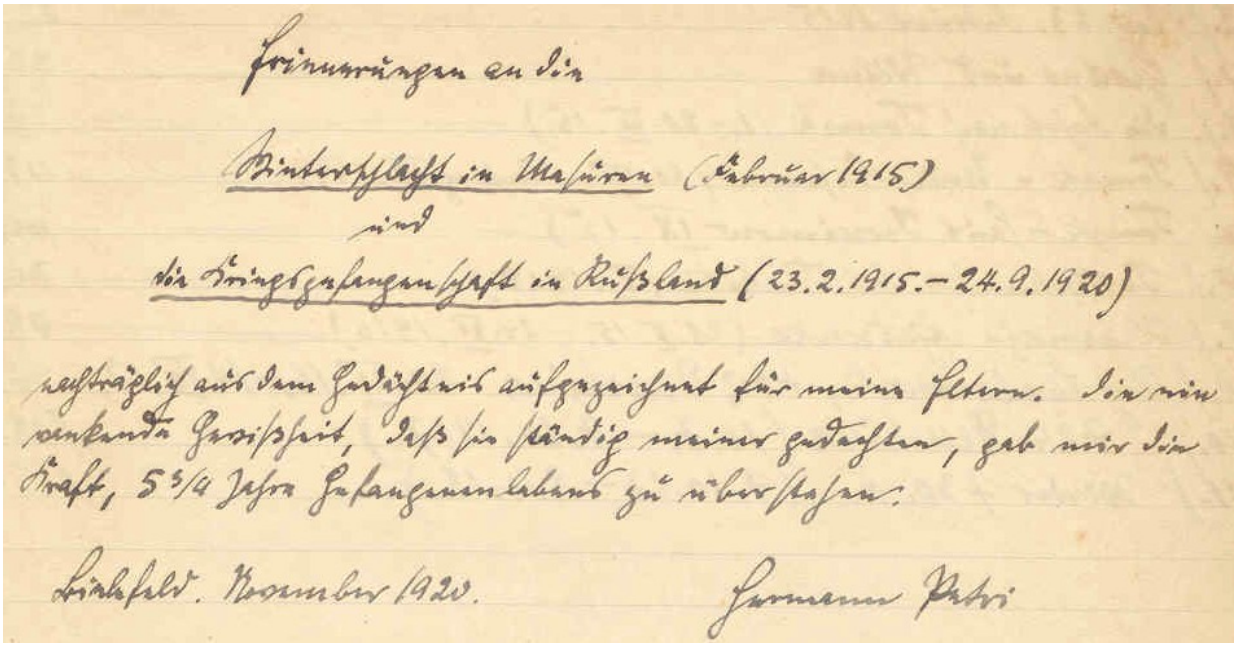
Einige kurze Auschnitte aus den :

Erinnerungen an die

Winterschlacht in Masuren
(Februar 1915)
und
die Kriegsgefangenschaft in Rußland
(23.2.1915 – 24.9.1920)

Hermann Petri



Erinnerungen an die

Winterschlacht in Masuren (Februar 1915)
und
die Kriegsgefangenschaft in Rußland (23.2.1915.–24.9.1920)

nachträglich aus dem Gedächtnis aufgezeichnet für meine Eltern. Die nie wankende Gewißheit, daß sie ständig meiner gedachten, gab mir die Kraft, 5 3/4 Jahre Gefangenenlebens zu überstehen.

Bielefeld. November 1920. Hermann Petri

Dies ist eine kleine Auswahl (ca. 25 Seiten) der 270 Seiten Erinnerungen meines Vaters.

[Einleitung]

Mein Vater Hermann Petri (1891 - 1972) wurde in Pforta, Thüringen, geboren und hat in Bielefeld die Schule besucht und 1909 mit dem Abitur abgeschlossen. Nach dem Wehrdienst studierte er in Darmstadt Architektur und plante im Herbst 1914 die Diplomprüfung abzulegen. Dies ließ sich wegen des Kriegsausbruchs im Sommer 1914 nicht verwirklichen. Er wurde als Leutnant der Reserve zum Infanterieregiment 137 eingezogen. Zunächst wurde er an der Westfront eingesetzt. Am 30.12.14 begann der Transport des Bataillons (I/137) nach Ostpreußen. Dort nahm mein Vater an der „Winterschlacht in Masuren“ teil. Am 23. Februar1915 geriet er in russische Gefangenschaft, wurde nach Sibirien gebracht und kehrte erst im Oktober 1920 heim.

Nach der Rückkehr hat mein Vater seine Erinnerungen an die Kriegszeit und Gefangenschaft in 6 Heften auf über 900 Seiten niedergeschrieben. Diese handschriftlichen Erinnerungen in der deutschen Schrift (Sütterlin) sind jetzt für junge Leute schwer lesbar. Um meinen Kindern und anderen Interessierten die Möglichkeit zu geben dieses zeitgeschichtliche Dokument zu lesen, habe ich vor 2 Jahren begonnen, diese Erinnerungen in den PC einzutippen.

Jetzt sind alle 6 Bände des Textes abgeschrieben, Abbildungen und Textteile wurden gescannt und in den Text eingefügt.

Jülich, Januar 2015

Hermann Petri, junior
h-petri@web.de

[Texte in eckigen Klammern von mir eingefügt,
die Zahlen rechts sind die originalen Seitenzahlen]

[Hier beginnen die Ausschnitte aus dem Text meines Vaters]

Nachwort

Berlin 9. Januar 1923.

Am meisten bedaure ich, daß die ungeheure Fülle von Erlebnissen mir manchmal die die größeren Zusammenhänge verwischt hat.

Doch das hängt auch damit zusammen, daß die ganze Gefangenschaft ja nicht ein Erlebnis ist, das man von gesicherter Warte aus unbeteiligt an sich vorüberziehen läßt. Die Bewertung und Deutung des Geschehenen schwankt und macht Wandlungen durch. Ganz besonders gilt dies von der Beurteilung Rußlands und seiner Bewohner, die wir Gefangenen anfangs fast ausschließlich von hohem und, wie uns dünkte, unfehlbarem Standpunkte betrachteten, bis wir allmählich erkannten, daß wir es hier mit einer Welt zu tun hatten (und noch haben), die uns zwar fremd und meist unfaßlich ist, die uns aber gelehrt hat, über vieles nachzudenken und umzulernen.

Hermann Petri

1. Heft

[Feldzug in Ostpreußen 2. - 23.2.1915]

Am 2. Februar um 3 wurden wir in Szillen [zwischen Tilsit und Gumbinnen] ausgeladen. Es dauerte eine Stunde, bis das Bataillon marschbereit war, während der wir bei der scharfen Kälte scheußlich froren. Dann begann der Vormarsch in östlicher Richtung.

Am nächsten Morgen 4.2. lernten wir die Russen kennen, die wir aus einigen Dörfern nördlich der Seen Schuggen vertreiben mußten. Die Russen machten ihre Sache vorzüglich, es war Kavallerie mit Maschinengewehren, die sich immer wieder im letzten Augenblick geschickt zurückzogen, so daß wir sie nie fassen konnten.

Die Märsche an diesen Tagen waren richtig anstrengend und ermüdend. Man rutschte ständig aus. Die Straßen waren meist durch Artillerie und Maschinengewehre gesperrt, die ständig stecken blieben und dann immer mehrere Bespannungen zusammen schirren mußten, um 1 Geschütz heraus zu kriegen. Wir marschierten dann neben der Straße. Meist war nur ein schmaler Pfad in den Schnee getreten, dann marschierte das Bataillon zu 1 und das gab immer entsetzliche Aufenthalte, bis wieder alles zusammen war. So angenehm die kleinen Halte im Sommer sind, so unangenehm waren sie hier, denn nur solange man marschierte, war man einigermaßen warm, stand man still, so bekam man sofort kalte Füße. So waren wir manchmal 15 – 20 Stunden am Tage unterwegs und schafften doch nur 30 km.

Die Leute waren so kaputt, daß man sie nur mit Mühe davon abhalten konnte, sich bei den vielen Halten einfach in den Schnee zu legen.

[2 Wochen seit Szillen, ca. 150 Km von Szillen entfernt]

Am 16. morgens marschierten wir über den Augustowkanal.
Bald waren wir in Lopozkinie, wo es ganz wüst aussah. Der ganze Markt und die Straßen voll mit russischen Wagen. Ganze Leiterwagen voller Möbel aus Ostpreußen, einer voll Hirschgeweihe. Die Leute liefen aus der Kolonne, um sich russische Stiefel zu ergattern, die mir zunächst sehr dünn vorkamen, die aber sehr haltbar waren. Auf der Straße lag viel russisches Geld, hätte ich nur zugegriffen, 8 Tage später konnte ich es gut gebrauchen. Kilometerweit sah man immer noch russische Landkarten auf der Straße liegen, alles Blätter von Ostpreußen mit russischer Schrift.

Ich konnte nur feststellen, daß immer abwechselnd eine Batterie von vorn und eine von rechts feuerte, und dementsprechend nahm man, wenn man das Aufblitzen der Abschüsse gesehen hatte, hinter oder neben großen Steinpfeilern eines zusammengeschossenen Gebäudes volle Deckung. In kurzer Zeit hatte ich 3 Streifschüsse weg, einen am Knöchel (nur durch die Gamasche) einen an der linken Hüfte und einen am Hals, wohl von einem Steinsplitter, der mir meinen um den Hals gewickelten Schal zerfetzte. Ich stellte fest, daß das Gehöft, bestehend aus einem noch in Rohbau befindlichen, jetzt ziemlich zerschossenen Herrenhaus und einigen Ställen, Scheunen und Schuppen, frei von Russen war und ließ meine Leute Deckung suchen wo sie sie fanden.

[Gefangennahme am 23.2.1915]

In einer kurzen Atempause konnte ich feststellen, daß höchstens noch 10 Mann unverwundet bei mir waren, einige waren gefallen und verwundet. Außerdem hatten sich sicher einige in den vielen Kellerräumen, die voll Verwundeten lagen, verkrümelt.

Diesmal war die Lage schlimmer, es war dunkler geworden und die Russen kamen in größerer Anzahl. Einige Zeit konnten wir sie uns noch fern halten, dann kamen sie von allen Seiten und alles war schwarz von Russen rings um das Haus. Wir schossen noch einige Zeit, bald sah man aber nichts mehr. Das Haus hatte 3 ebenerdige Eingänge, eine

Unmenge Fenster, war zerschossen und brannte an mehreren Stellen, so daß ich bald nicht aus noch ein wußte. Ich hatte den Eindruck, daß sich die Russen zum letzten entscheidenden Vorstoß sammelten, daß aber keiner der erste sein wollte. Man hörte Kommandos und Hurra rufen.

Da sagte ich mir, jetzt ist nichts mehr zu machen, sagte allen Leuten, sie sollten nicht mehr schießen, ihre Gewehre hinlegen und hinter mir herauskommen.

28

Ich fühlte mich berechtigt, jeden weiteren Widerstand, der sinnlos geworden wäre, aufzugeben, und kann auch jetzt nach jahrelangem Grübeln über die Richtigkeit meines Handelns nicht zu einem anderen Ergebnis kommen. Ich hielt das Leben der noch bei mir verbliebenen Leute für wertvoller als die geringen Verluste, die wir jetzt noch den Russen hätten beibringen können.

So bin ich denn vor meinen Leuten herausgetreten, gab den Russen durch Schwenken meines Taschentuches zu erkennen, daß wir jetzt harmlos seien, und ließ mir von ihnen die Waffen abnehmen.

Zunächst brachten mich die Russen zu einem höheren Offizier, der mit seinem Stabe in dem Gehöft war, von dem aus der Angriff auf uns erfolgt.

Er empfing mich in durchaus würdiger Weise, rief sofort einen deutsch sprechenden Offizier herbei, der mich auch weiterhin in dieser Nacht begleitete, ließ mir sagen ich solle meine Leute auffordern, alle noch in ihrem Besitz befindliche Waffen abzuliefern, und gab mir für mich und die Verwundeten eine riesige Feldflasche mit einem Südwein, der uns sehr gut tat, da wir am ganzen Tage noch kaum etwas genossen hatten.

33

Am nächsten Morgen bekamen wir ein gutes Frühstück – Tee und geschmierte Brote – dann mußten wir antreten zum Weitermarsch nach Grodno.

Kosaken brachten uns dann nach Grodno. Die Verwundeten wurden auf Wagen nachgeführt. Nach etwa 1 stündigem Marsche kamen wir durch eine mit Blockhäusern und Baracken bebaute Vorstadt über die Njemen Brücke nach Grodno.

[Fahrt nach Tomsk, 1 Monat]

Von der Außenwelt sahen wir wenig, es ging meist durch eine ebene, oder leicht bewegte, mit Schnee bedeckte Landschaft, in der von Zeit zu Zeit Dörfer und Städte mit ihren grauen Holzhäusern lagen. Mit russischer Zivilbevölkerung kamen wir wenig in Berührung; auf größeren Stationen kamen häufig irgendwelche, die scharf auf unsere Helme waren, doch habe ich nie Unannehmlichkeiten gehabt, wenn ich meinen nicht herausrückte. Nur einmal, in Grodno oder Wilna, mußte ich einem Offizier gegenüber deutlicher werden und ihm übersetzen lassen, daß es seiner als Offizier nicht würdig sei, mir als einem Wehrlosen gewaltsam den Helm wegzunehmen, worauf er sich zurück zog.

Unser Transportführer war ein russischer Unteroffizier, der seine Sache recht geschickt machte. Er kam täglich und zahlte Geld aus, wir 3 [Offiziere] bekamen 1,50 R,

40

die Mannschaften 33 Kop., für damalige Zeiten eine ganz ordentliche Summe. Die Mannschaften bekamen aber, soweit ich mich erinnere, Geld nur an den Tagen, wo es keine Verpflegung gab, während uns keine Verpflegung zustand.

44

Gelegentlich wurde uns der Zutritt zu den Wartesälen verboten, dann kaufte man sich bei den großen Verkaufsständen, die auf jeder Station waren und wo man billig Brot, Kringel , Fleisch, roten Kaviar, Fisch, Spanferkel, Hühner, Milch, Zucker und anderes erstehen konnte.

Am 20. März kamen wir auf dem Bahnhof Tomsk an, wurden von einem österreichischen Offizier, der als Slawe einen Posten bei den Russen bekleidete und zu unserem großen Erstaunen frei herumlief, abgeholt und in die etwa ¼ Stunde entfernten Neuen Kasernen gebracht.

Allmählich richteten wir uns ein. Hauptmann G. durfte in die Stadt fahren und Wäsche und andere notwendigen Sachen einkaufen.
Außerdem machte er die wertvolle Bekanntschaft des deutschen Bäckermeisters Grenig, der Strohsäcke verschaffte. Wir bekamen Burschen und richteten eigene Küche und Verpflegung ein. In den ersten 14 Tagen war es auch möglich, mit mehreren Posten in die Stadt zu gehen und wir 4 Zimmergenossen nutzten dies fleißig aus.

Sehr zu statten kamen uns Hauptmann Gerlachs Sprachkenntnisse. Bei großer Kälte zog man morgens zu 3 oder 4 von 2 Russen mit Bajonett bewacht los. Die Kasernen lagen hoch, durch Vorstädte stieg man herab zur Stadt, deren Mittelpunkt der große Marktplatz war, wo ein großes Leben und Treiben war und hunderte von Bauern ihre Waren feilboten.

49

Der Tom machte keinen großen Eindruck, da er noch gefroren war. In der Nähe des Marktes (Basares) lag auch die große Buchhandlung von Макумцг (Makuschin), wo wir allmählich alle russisch – deutschen und russisch – englischen Grammatiken, sowie einige deutsche Klassiker und Ullsteinbücher aufkauften. Wie unsere Vermögensverhälnisse waren, geht daraus hervor, daß wir, um einen 4 bändigen Goethe (von Reclam) zu kaufen, der 3,60 Rubel kostete, uns zu 4 zusammen tun mußten, zu einem Schiller (für 6 R) langte es nicht.

[evangelische Kirche]

Auch eine evangelische Kirche war in Tomsk, ein unscheinbares Backsteinkirchlein aus der Mitte des 19. Jahrh. In ihr hörten wir 2 x deutschen Gottesdienst. Es waren etwa 200 Besucher in der Kirche, darunter auch einige Kriegsgefangene. Das Gebet für die Zarenfamilie, den Sieg der russischen Waffen usw. mußten wir geduldig über uns ergehen lassen. Außer deutsch predigte der selbe Pfarrer noch russisch, esthisch und eine 4. Sprache.

Wir kochten in kleinen Gemeinschaften von 10 – 20 Mann.

All die Essensfragen spielten bei uns eine ziemlich untergeordnete Rolle, im Gegensatz zu den Österreichern, die sich stundenlang über die „Menage“ unterhalten und ereifern konnten.

[Österreicher, Slawen]

Unser Lager hatte sich nämlich immer mehr gefüllt. Auch Österreicher und Ungarn trafen immer mehr ein, und unter ihnen waren die verschiedensten Typen vertreten, deutsch – Böhmen, Tiroler, Wiener, Juden, Polen, Galizier.

Alle Slawen genossen Vorrechte, hatten freien Ausgang und kamen bald in die Stadt in bessere Quartiere.

[Geburtstag]

Meinen Geburtstag überging ich wie in den späteren Jahren mit Stillschweigen, da ich es wenig erfreulich fand, wenn man in Gefangenschaft wieder ein Jahr älter geworden war.

Fluchtpläne wurden viel geschmiedet, aber kaum ausgeführt.

[Weiterfahrt nach Fernost, 30.9.15]

Im September tauchten die ersten Gerüchte auf, alle deutschen Offiziere sollten nach dem Osten gebracht werden. Am 30.9. wurde gepackt, wir marschierten zur Bahn.

69

Zwischen Tomsk und Krasnojarsk sahen wir viel von dem sibirischen Urwald (Taiga) und viele Spuren der Riesenwaldbrände. Irkutsk, durch das wir gegen Abend fuhren, war von der Bahn aus als eindrucksvolles Städtebild hinter der Angara mit vielen Türmen und Kuppeln zu sehen. Dann fuhren wir durch das breite Tal der sehr breiten und wasserhaltigen Angara zum Baikalsee, den wir bei der Station Baikal erreichten. Hier wie an den anderen Bahnhöfen der Baikal-Uferbahn gab es ausgezeichneten geräucherten Fisch zu kaufen.

Vor uns sahen wir die Riesenwasserfläche des Sees, halblinks die teilweise in Wolken gehüllten hohen Felsen seines Westufers, beschienen von der aufgehenden Sonne.

Aus dem Aufenthalt in Pestschanka verdienen noch Erwähnung die Konzerte, die, veranstaltet von der im Nov. 14 gefangenen Kapelle des I.R. 94 oft in unserer Baracke stattfanden und eine Unmenge Gäste herbeilockten. So vor allem eine Reihe türkischer Herren, die, einige Tage nach uns eingetroffen, sich viel an uns anschlossen. In Erinnerung ist mir von ihnen eine prachtvolle charakteristische Erscheinung, ein großer stattlicher Kurdenhäuptling mit schönem schon etwas grauen Vollbart und großer Pelzmütze. Man erzählte von ihm, er habe schon etwa 24 Feldzüge mitgemacht, und er sah ganz danach aus.

[Mandschurei, Nordchina] 75

Als erste bemerkenswerte Station ist mir Mandschuria, die Grenzstation zwischen Rußland und der Mandschurei, in Einnerung. Von hier an durch die ganze Mandschurei gab es manche Sachen auffallend billig (da zollfrei) zu kaufen, so Zigarren, eingemachte Früchte – eine Dose Ananas 35 Kop. - auch Wäsche und Jacken – die ich in Mandschuria ganz billig kaufte und Schnaps, der hier erlaubt war.

Der Bahnhof Mandschuria glich einem großen Warenlager. Sehr viel Käufer fanden auch die mit chinesischen Drachen geschmückten Zinnbecher. Mandschuria lag schon in der baumlosen, ganz ebenen Steppe, über die ein eisiger Wind fegte. In der Mandschurei wurde die Bahn sehr streng bewacht. Überall sah man viel russisches Militär, und starke Befestigungen gegen die Tschungusen. Unser Zug wurde bei jedem Halt von Militär umstellt. Trotzdem machten an der südlichsten Stelle, bei Charbin (das wir nachts erreichten) 2 Herren einen Fluchtversuch.

77

In Nikolsk-Ussuriisk unweit Wladiwostok bogen wir von der Hauptbahn ab und fuhren längs des Ussuri, dieses Nebenflusses des Amur, nach Norden.

Am 28.10. vorm. hielten wir mitten in der Gegend bei einem Stationsgebäude namens Krasnaja Rjetschka (Rotes Flüßchen), wurden von einem gut deutsch sprechenden Hauptmann hoch zu Roß empfangen – eine noch nie dagewesene Pünktlichkeit – und marschierten nur mit leichtem Gepäck durch Schnee auf einem Eisenbahndamm ins Lager Nikolo-Alexandrowskaja.

Krasnaja Rjetschka Lager Nikolo-Alexandrowskaja, Pavillon 7. [28.10.1915] 86

Als das Lager voll besetzt war, wurden bald Kurse eingerichtet, ich beteiligte mich an „Russisch für Anfänger“ bei Herrn Löblich, der gut russisch sprach, aber nicht unterrichten konnte, und auch nur die schlechte Grammatik von Petroff hatte. Dazu kam noch Italienisch bei Leo Petri (privat).

[Weihnachten 1915, Neujahr 1916]

Weihnachten wurde festlich und wehmütig begangen, zunächst Predigt von Juhl, anschließend Verlosung zugunsten der Mannschaft, dann Einzelfeiern.

87

Bald nach Neujahr kam nach etwa 3 Monaten Unterbrechung wieder Post ins Lager, auch ich hatte mehrere Karten mit guten Nachrichten und einen Brief und von da an gab es mehre Jahre ziemlich regelmäßig Post, höchstens mal 2 – 4 Monate Pause.

Eine große Freude war uns allen, als am 2. und 4. Dez. 1915 eine deutsche Schwester, Frl. von Walsleben, kam und uns Grüße von zu Hause brachte. Man empfand ihren Besuch dankbar wie ein Stück Deutschland.

Im Frühjahr kam wieder eine deutsche Schwester, die Gräfin Üxküll, wieder eine große Freude für uns, begleitet von einer sehr erfreulichen Geldunterstützung, als kleine Entschädigung für das zu wenig gezahlte Gehalt (Repressalien vom Sommer 1915).

Je wärmer es wurde, desto mehr veränderte sich das Bild und umso mehr hielt man sich außerhalb des Hauses auf. Das bißchen Land rings um das Haus wurde eifrig bebaut mit Gemüse und Blumen aller Art. Es entstanden Sitzplätze, besonders in dem vom Verkehr abgelegenen Innenhofe. Hier entstanden auch großartige Badeanstalten, zuerst wohl in unserer Gruppe. Ein kleines ½ m großes Fäßchen wurde auf einem Pfahl aufgebaut, mit einem Holzkran versehen, daran eine durchlöcherte Konservenbüchse gehängt und das Brausebad war fertig. Ringsherum wurde ein billiger Vorhang gehängt, der im Laufe des Sommers immer mehr durch eine Sonnenblumenhecke überflüssig gemacht wurde. Die Badeanstalt erfreute sich lebhaften Zuspruchs seitens aller Gruppenmitglieder und der geladenen Gäste.

[russische Revolution, 1917] 104

Das nächste, auch für uns wichtige Ereignis war die Russische Revolution. Für uns persönlich hatte die Revolution gar keine Folgen, die Soldaten trugen jetzt rote Kokarden, Offiziere keine Achselstücke mehr; und die Zeitungen andere Namen.

[Umzug in ein anderes Lager bei Chabarowsk]

Bei den mancherlei Nachteilen hatte dies Lager doch einen großen Vorteil, das war seine Lage. Man übersah den Ussuri und seine Einmündung in den Amur, ganz gewaltige Wassermassen, wie man sie in Europa nicht kennt; und man sah auch etwas von der Stadt. Eine weitere Annehmlichkeit war, daß die Russen uns öfter zum Baden im Ussuri führten. Hatte man erst das lästige Warten in der Prallhitze und das schwierige gezählt werden am Lagerausgang hinter sich, so ging es etwa ½ St. durch Gärten und Kartoffelfelder, die fleißig von Chinesen bearbeitet wurden, durch Birkengestrüpp zum Fluß, wo wir an verschiedenen Stellen badeten, ein seit 1914 nicht mehr genossenes Vergnügen.

111

[Chabarowsk]

Zur Erweiterung des Ortsbildes trug auch bei, daß ich einmal Gelegenheit hatte in die Stadt zu kommen. Im nächsten Gefangenenlazarett vor unserem Lager war ein tüchtiger ungarischer Augenarzt, Dr. Bajor, der mir eine neue Brille verschrieb. Um sie zu kaufen, bekam ich Erlaubnis, mit Bewachung in die Stadt zu gehen. 3 Herren, die in ähnlicher Lage waren, schlossen sich an, und ich mußte mit meinem damals sehr lückenhaften russischen Kenntnissen den Dolmetscher spielen.

Und der Spaziergang war recht lohnend. Chabarowsk liegt landschaftlich sehr schön, natürlich haben die törichten Russen diese Vorzüge nicht auszunutzen verstanden. Vom Wald ist allerdings weit und breit nichts mehr zu sehen, alles haben sie abgeholzt, wodurch die Landschaft recht häßlich geworden ist.

Die Hauptstraße bot ein ziemlich schauriges Bild, alle Geschmacklosigkeiten Europas im Ausgang des 19. Jahrh. waren zusammengetragen, um daraus eine Stadtduma, mehrere Warenhäuser, Kinos, Hotels, Kafés und Varietes zusammen zu stoppeln. Doch am Ende der Straße bot sich ein einzigartiges unvergeßliches Bild, man stand unvermittelt

an der Stelle, wo der Ussuri in den Amur mündet, etwa 40 m über dem Wasser. Wohin man sah, riesige Wassermassen, nur auf der anderen Seite, etwa 2 km entfernt, schoben sich 2 Inseln immer dichter zusammen. Dahinter lag die Mandschurei.

Das Straßenbild war das echt russische, auffallende Eleganz der Weiblichkeit, bis zur Marktfrau und nach Parfüm stinkend. Auffallend viel Chinesen, auch einzelne Vornehme unter ihnen in feiner Seide. Von einigen großen europäischen Geschäften abgesehen war das ganze Gewerbe wohl ausnahmslos in chinesischen Händen.

[Hunger, schlechte Verpflegung, 1917]

Bald darauf kam wieder eine andere Schikane: die Verpflegungsrepressalie. Wir waren ja gezwungen, alles zu essen. 118

Da gab es Fische, die sog. Luftblasen, an denen nichts war als Haut und Gräten, ein Sauerkraut, das den widerstandskräftigsten Mägen schwer zu schaffen machte und Fischklöße, die glücklicherweise nach garnichts schmeckten, oder Bohnen, die schon in Gärung übergegangen waren.

Leo Petri [ein Vetter] , der damals als Kantinenleiter mit im Lagergeschäftszimmer wohnte, machte uns ein köstliches Geschenk: eine Büchse mit Senfpulver. Hiermit konnte man jedes Gericht so präparieren, daß einem die Tränen auf den Teller fielen, aber daß der ursprüngliche Geschmack vollkommen ertötet war. Und so bekam man es herunter. Die ersten 3 Wochen war es nicht möglich irgend etwas herein zu bekommen, und die Wirkung des Hungerns waren nicht schön. Ich hatte mir glücklicherweise einen Lehnstuhl gemacht, der mich oft beim Arbeiten gehalten hat, wenn mir schwindelig wurde. Glücklicherweise waren die Russen nicht im Stande, die Bewachung streng durchzuführen.

[Bürgerkrieg 1918]

In den ersten Monaten 1918 breitete sich der Bolschewismus immer weiter nach Osten aus. Im allgemeinen ging es ziemlich glatt, nur in Irkutsk fanden Anfang Januar bei großer Kälte blutige Kämpfe statt. Bei uns merkte man kaum etwas davon. Da im fernen Osten immer verhältnismäßig Ordnung geherrscht hatte, blieb auch jetzt viel beim alten. Die Personen blieben, bekamen nur andere Titel. Doch die Bewachung war nicht mehr so streng. Und so begannen im Januar die Fluchtversuche sich zu häufen.

[Kontrollen, Zählen]

Sehr schön waren die Kontrollen, die damals noch auf dem Mittelgang in den Kasernen stattfanden. Von den beiden Schlußkasematten gingen so viele, wie nötig waren, nach vorn, um dort die Lücken zu füllen; denn wenn sie gezählt waren, liefen sie marsch marsch vorn aus dem Hause heraus, außen herum, hinten wieder herein und ließen sich hier zum 2. Mal zählen. So ging es mehrere Wochen, ohne daß die Russen es merkten.

Nun zur „Heimfahrt“. [April 1918] 129

In der ersten Aprilwoche wurde es Ernst. Man verkaufte und verschenkte alles überflüssige, um möglichst wenig Gepäck zu haben, und am 8. April wurde als 1. Lager das unsrige mit allen deutschen Mannschaften (hauptsächlich Marine) verladen, im ganzen etwa 500 Offiziere und 500 Mann. Früh erschienen die russischen Bauernwagen in großer Zahl und schafften unser Gepäck kompagnieweise zur Bahn. Mittags waren wir dran. Ohne Bewachung, ein eigenartiges Gefühl! Gingen wir bei ziemlicher Kälte und Wind zur Bahn. Chinesen, die uns begegneten, riefen uns freudestrahlend: gomou, gomou! (nach Hause!) zu, und freuten sich mit uns.

2. Heft

[Die Heimreise, die 2½ Jahre dauern sollte] 1

Am 8. April 1918. wurden wir in Chabarowsk verladen. Etwa gegen 6 setzte sich der Zug in Bewegung, und noch bei Tageslicht fuhren wir über die von uns riesig angestaunte Amurbrücke hinüber. Der mächtig breite Fluß, zu Eis erstarrt, mit Posten und Stacheldraht an den Pfeilern, machte einen großen, etwas überwältigenden, drückenden Eindruck. Dann schlossen wir die Türen und mit unbeschreiblichem Glücksgefühl ließ man sich von dem gleichmäßigen Rollen und Schütteln in den Schlaf wiegen. Der große Moment, den man kaum noch zu erhoffen wagte, schien gekommen zu sein.

Wir fuhren in den recht guten Wagen der russischen Eisenbahn, die für den Transport von Mannschaften hergerichtet waren, und die damals viel genannte Bezeichnung Tepluschka (etwa Heizbare) führten. Es waren große Güterwagen, etwa 6 m lang. In der Mitte auf jeder Seite eine große Schiebetür.

[Kauf von Lebensmitteln an der Bahn]

Überall, wo der Zug hielt und ein Dorf in der Nähe war, kamen sofort die Bauersfrauen und brachten Gebäck und Fleisch und saure Gurken und Milch und Eier, allerdings zu recht hohen Preislagen und die Gefangenen schwärmten ihrerseits auf die Dörfer aus, um Lebensmittel zu ergattern. Oft genug kam es vor, daß einzelne zurückblieben, die dann mit einem späteren Zug nachkamen.

[Tschechen]

Bald sahen wir auch die ersten Tschechentransporte. Sie hatten an der russischen Front gestanden, waren nach dem Brester Frieden überflüssig und sollten nun über Wladiwostok nach Frankreich, um dort gegen uns zu kämpfen.

13

[Kansk, Erdbaracke]

Das Lager war ein Erdbarackenlager, also ein für uns neuer Typ.
Der Fußboden lag etwa 1½ m unter dem Gelände. Die ganze Baracke war ausgefüllt mit 4 Reihen Doppelpritschen, das flache Dach war mit Erde bedeckt. Das ganze eine vorzügliche Unterkunft für Truppen, die sich vorübergehend auf einem Truppenübungsplatz aufhalten und die viel im Freien sind. Sie sind nämlich im Sommer schön kühl und im Winter leicht zu heizen. Aber die Feuchtigkeit und die Dunkelheit sind ganz schlimm.

Doch bald war das Lager ziemlich leer, denn jeder machte sich den noch nie dagewesenen Vorteil, daß wir nicht bewacht wurden, zu nutze, um die Umgebung des Lagers, kennenzulernen. Am meisten zog es nach der Stadt. Außerhalb des Marktplatzes boten die Straßen das Bild einer kleinen russischen Landstadt. Eingeschossige Blockhäuser, mit Fensterläden, flachen grün oder rot gestrichenen Blechdächern, die reicheren verziert mit weißen ausgesägten Ornamenten an den Fenstern und am Gesims.

[Weiterfahrt bis nach Novo-Nikolajewsk , jetzt : Novosibirsk]

Unsere Freude war groß, als wir also eines Tages – es war nach 11 abends und die meisten schliefen schon – wieder fuhren, denn im stehenden Zug ist das Leben furchtbar, im fahrenden sehr angenehm.

30

Und dann kam der große Reinfall. Am 24. mittags kamen wir in Novo-Nikolajewsk an. Gleich beim Halten von tschechischen Soldaten umstellt, die das Aussteigen verboten. Herzberg und unsere russischer Transportführer Romanow versuchten, unterstützt von den russischen Offizieren, auf die Tschechen einzureden, aber vollkommen erfolglos.

[Zurück nach Kansk]

Doch nur zu bald stellte sich heraus, daß es wieder zurück ging, ganz früh am 27. fuhren wir wieder nach Osten, mit dem Ziel Kansk, unserem Ausgangspunkt. Am 29. Juni liefen wir in Kansk ein und sofort war aus dem Empfang durch die Tschechen, die unsern einlaufende Zug umstellten, der brutale Haß zu verspüren, der alle Hoffnung und Zuversicht erstickte.

[Kontrolle durch Tschechen, Todesschüsse]

Kaum war es hell, so kamen schon die ersten Ankündigungen von Wagen zu Wagen. Die Tschechen hatten mitgeteilt, jeder müsse abliefern, was er über 50 Rubel und mehr als 2 Garnituren Wäsche hätte. Jeder bei dem verstecktes Geld gefunden wurde, soll erschossen werden. Revisionen durch Russen hatte man nun schon viele mitgemacht, und dabei hatte man immer mit Erfolg verstecken können, was man wollte, aber daß mit den Tschechen nicht zu spaßen sei, darüber waren wir uns in unserm Wagen alle einig.

Bald hieß es, die Tschechen hätten drei von uns festgenommen und wollten sie erschießen. Und gleich hinter her wurden die drei auch tatsächlich mitten durch uns hindurch geführt oder getrieben. Die Unglücklichen waren gleich am Ende des Zuges auf die Steppe getrieben worden, und nach etwa 200 m schossen die sie abführenden Tschechen sie von hinten nieder; man hörte etwa 10 Schüsse.

[wieder in Kansk, Sommer 1918]

Erschwerend auf die Arbeit wirkte auch, daß man in immer stärkerem Maße gezwungen war, arbeiten wie Wäschewaschen und Flicken selbst zu übernehmen, eine sehr üble Zugabe. Zumal das Flicken nahm immer mehr Zeit in Anspruch, da die Sachen immer mehr zerfielen. Für den Winter nähte ich mir eine ganze Ausrüstung. Aus meiner Wattedecke schnitt ich ein großes Stück heraus, und nähte daraus ein paar Handschuhe und eine Mütze. Und aus Filz und Fußlappen nähte ich mir ein Paar Winterschuhe, die mir sehr gute Dienste leisteten. Mit der Gewißheit wieder einen Winter in Sibirien zu verbringen, hatte man sich abgefunden, und richtete sich nach Möglichkeit auf ihn ein.

[streunende Hunde]

Einen besonderen Spaß machte es mir, nach den beiden Mahlzeiten des Tages die übrig gebliebenen Knochen und alle möglichen Fleischteile der fetten Suppen zu sammeln, und damit auf dem Hofe die Fütterung der Raubtiere vorzunehmen. Auf dem großen Müllhaufen trieben sich immer eine Menge Raben und Elstern herum, außerdem lungerte draußen eine große Zahl herrenloser Hunde. Diese waren aber derartig eingeschüchtert und mußten schon recht üble Erfahrungen mit den Menschen gemacht haben, sodaß sie bei meinem Erscheinen stets ausrissen, und wenn man ihnen Knochen zuwarf, so sausten sie weit weg und kamen erst wieder heran, wenn man den Rücken kehrte. Diese eingeschüchterten Hunde haben mir immer tiefen Eindruck gemacht und mit gezeigt, was man von der „Gutmütigkeit“ der Russen zu halten hat.

Bezeichnend auch Folgendes: Ich ging mal am Lagerrand spazieren, ein russischer Bauer fährt auf seinem Schlitten vorbei, hielt an und sagt zu mir „Fang mir mal den Hund da, ich gebe dir so und so viel Rubel“ Ich: „Fang ihn doch selber!“ Er: „Vor mir reißt es aus, aber den Gefangenen traut er!“

[Heimindustrie, Sommer 1919, Kansk]

Weiter litt man sehr unter Geldnot. Das bezahlte Gehalt von 50 Rubeln und der Reichszuschuß von 20 R reichte natürlich bei der Teuerung nicht aus. Es wurde uns immer klarer, daß es nur ein wirksames Mittel gab, Arbeit. Nachdem der Anfang gemacht war, entstand sehr schnell die den Rest des Jahres 1919 beherrschende Heimindustrie, die – in allen Lagern Sibiriens – ein großer Erfolg europäischer Leistungsfähigkeit gegenüber russisch-asiatischer Faulheit und Dummheit war.

[Schuhnägel] 108

Das Erstaunlichste war eine von dem hochbegabten Architekten Paul Müller gegründete Genossenschaft zur Herstellung von Schuhnägeln. Monatelang kamen sie aus dem Experimentieren nicht heraus, und verdienten infolgedessen so gut wie garnichts, bis es Müllers zähem Scharfsinn gelang, die Maschine, die bis auf ein Sägeblatt ganz im Lager von ihm oder nach seinen Angaben gebaut war, so zu vervollkommnen, daß die Fabrikation wirklich flott voranging, und da begannen sie reißende Geschäfte zu machen. Sämtliche sibirische und tschechische Truppenteile bezogen ihren großen Bedarf an Schuhspeilen aus dem Gefangenenlager, und brachten so eine Menge Geld ins Lager, denn sie bezahlten jeden Preis, der amerikanische Geldgeber konnte es ja.

[Zigarettenindustrie.] 110

Zigaretten bezog man früher aus Europäisch-Rußland - vor allem Südrußland - und aus China. Beides war unerreichbar. So wurde im Gefangenenlager Fabriken gegründet, in denen Hülsen geklebt, gestopft und verpackt wurden. Und hierbei wurde viel Geld verdient.

Neben der großen Masse der Lagerbewohner, die sich so von der Heimarbeit ernährten, gab es einzelne, die auch außerhalb des Lagers tätig waren, d.h. eigentlich waren dies sehr viele, denn die überwältigende Mehrheit der Mannschaften arbeitete teils als Knecht bei Bauern, teils als Handwerker in der Stadt, teils als Burschen, Köche, Pferdepfleger usw. bei den Truppen (Russen und Tschechen, aber auch Amerikaner, Italiener).

[Tischlerei] 116

Ich wiederum besprach mich mit Wilhelm Hartmann und er war es, der auf den glänzenden Einfall kam: wir gründen eine Tischlerei auf diesen Auftrag hin. Und so geschah's. Unser Meister wurde Burggraf, der als Sohn eines Möbelfabrikanten vorschriftsmäßig als Tischler gelernt hatte und sein Handwerk aus dem ff verstand.

Die erste Arbeit, die wir ausführten, war die Herstellung von Soldaten, die Tschewiljoff für seinen Jungen bestellt hatte. Er lieferte das Holz dazu, ich zeichnete Kosaken und russische Infanterie (Roß und Reiter etwa 20 cm groß) auf, die andern sägten sie aus, dann bekam ich sie wieder in die Mache und malte sie hübsch bunt nach Art des Dresdener Spielzeuges an, sodaß wir bald zwei Abteilungen abliefern konnten, von denen besonders die Kosaken sich sehr nett ausmachten. Ferner hatte Tschewiljoff Kleiderhaken, Handtuchhalter und einen Kinderschreibtisch bestellt, die alle nach Wunsch ausfielen.

122

Einer der Vorteile der Tischlerei war auch, daß ich durch Einkäufe, Verhandlungen mit den Kunden usw. des öfteren in der Stadt und mit Russen in Berührung kam. Besonders ein Sonntagvormittag bei der Familie Tschewiljoff ist da zu erwähnen.

Hartmann und ich gingen – in weiser Berechnung an einen Sonntagvormittag – in die Stadt, erledigten unsere Arbeit und ließen uns dann zum Tee einladen. Es war ein ganz eigenartiges Gefühl, mal wieder (nach 4 Jahren) in einem anständigen Zimmer mit Teppich zu sitzen. Der Tisch war wunderbar gedeckt mit dem feinsten Leinen, es gab allerlei Leckerbissen, mit denen wir garnicht umzugehen wußten. Den Tee süßten die Russen mit Honig.

124

Dieser Aufenthalt in einem anständigen Raum mit richtigen Möbeln, weißem Tischzeug usw. tat uns außerordentlich wohl, auch war es sehr anregend, sich einmal mit gebildeten Russen unterhalten zu können, was mir später eigentlich nie wieder möglich war, sodaß mein Russisch immer auf einer sehr barbarischen Stufe blieb.

[Kansk, Sommer 1919] 131

Die Russen gestatteten, daß in dem nicht belegten Teil des Offizierskasinos eine Waldwirtschaft von uns eingerichtet wurde. Und diese Wirtschaft - der sogenannte „Waldaffe“ - war entschieden der Glanzpunkt des Sommers 1919. Festlich war schon die Eröffnung am Pfingstsonntag. Gleich nach dem Essen zog man mit Tisch, Lehnstuhl und Kaffeekanne hinaus, sicherte sich einen guten Platz, dann kam der Haupttrupp aus dem Lager, vorneweg die Lagerkapelle und die Theatermitglieder mit dem Rheinländer Heimann an der Spitze. Und bei Kaffee, Kuchen und Musik entwickelte sich ein frohes Treiben, mit der Grundstimmung des Osterspazierganges. Jeder hatte seine besten Brocken angezogen. Auch von den Russen aus der Stadt waren viele mit Weib und Kind gekommen, auch unser Kunde Tschewiljoff. 132

Und von da ab war es der Höhepunkt der Woche, daß man nach seiner Arbeit Sonntag mittags nach dem Essen mit Tisch, Stuhl und Kaffeekanne in den „Waldaffen“ zog, und das seit Jahren nicht mehr gekannte Vergnügen, im Grünen zu sitzen, mit vollen Zügen genoß. Musik war meist vorhanden, ebenso Kaffee und Kuchen, von letzterem wurden ungeheure Mengen verzehrt, da die Heimarbeit genug Geld einbrachte.

[Elsa Brändström, Kansk, Juni 1919]

Der Höhepunkt war ein wunderschöner Nachmittag im Juni als die seit 1 ½ Jahren angekündigte Schwester Elsa Brändström bei uns im Lager war. Im Oktober 1917 hatte sie unverrichteter Dinge vor dem Eingange zu unserm Chabarowsker Lager kehrt machen müssen. Sie ist die Tochter des schwedischen Gesandten in Petersburg, des Gunnar Brändström, und hat jahrelang ohne Gefahren jeder Art zu scheuen, mit Liebe und großem Verständnis für die Gefangenen gearbeitet. Sie hat alle sibirischen Krankheiten durchgemacht, sie ist des öfteren verhaftet worden, die Roten nahmen ihr im

133

Frühjahr 20 alle Sachen weg, ihr Vater wurde schwer krank, nichts von allem hat sie zu bewegen vermocht, ihre Arbeit aufzugeben. Es war eine große Freude für uns, sie bei uns zu sehen, wie sie, riesig frisch und elastisch, durch alle Baracken ging, überall ein paar aufmunternde Worte fand.

Sie selber war ganz begeistert von unserem Lager, in dem es keine Seuchen gab, in dem sehr auf Ordnung und Reinlichkeit gehalten wurde und das von uns sehr nett hergerichtet war. Wir hatten, als der Frühling kam und wir freien Ausgang bekamen, in schwerer Arbeit junge Bäume und Rasenstücke ausgehoben, ins Lager geschafft und die Lehmwüste, in die uns die Russen hineingesetzt hatten, in einen Garten verwandelt. Als Elsa bei uns war, hatten wir auch die schönste Jahreszeit, es war warm, aber noch nicht tropisch, das Laub noch frisch und grün.

134

Nachmittags war ihr zu Ehren große Kaffeetafel mit Konzert der Lagerkapelle und des Sängerchors, ein prachtvoller Tag. So etwas hatte sie doch auf all ihren Reisen in Sibirien noch nicht kennengelernt. Auch fiel ihr unsere anständige Kleidung auf.

Doch das war natürlich alles nur Schein, denn wir hatten alles aufgeboten, um den Alltag verschwinden zu lassen, die Parzellenhosen wurden gewaschen und die besten Sachen herausgeholt. Ich erinnere mich, daß ich – zu ihr befohlen – wohl meinen sehr geschonten, anständigen Waffenrock anziehen konnte, aber kein Hemd darunter anzuziehen hatte.

[Brief von Elsa Brändström an meinen Großvater]

Krasnojarsk, 1. August 1919

Sehr geehrter Herr Professor Petri!

Ich freue mich aufrichtig, dass ich Gelegenheit habe, Ihnen von Ihrem Sohne, Herrn Leutnant Hermann Petri aus dem kansker Lager die herzlichsten Gruesse zu bestellen.

Ich habe ihn unlaengst im Lager Kansk getroffen.- Er ist gesund und sieht gut aus.- Die kurzen aber schoenen Sommermonate verbringen die Herren dort ganz angenehm...

Mit besten Gruesse auch von mir
Elsa Brändström, Delegierte des Schwedischen roten Kreuzes

Das auch die Herrlichkeit des „Waldaffen“ nur sehr kurz sein würde, darüber waren wir uns ganz im Klaren. Umso mehr bemühten wir uns, diesen Vorzug zu genießen, damit man sich später keine Vorwürfe zu machen brauchte, und in der Beziehung habe ich ein reines Gewissen, ich war sehr viel draußen und habe unglaublich viel Kuchen dort verzehrt.

135

Natürlich konnte dieses Wohlleben nicht lange dauern, nach etwa 14 Tagen belegten die Russen das ganze Sommerlager, wir durften den Waldaffen nicht mehr betreten.

Vom Juli 19 ist noch nachzuholen, daß Mitte des Monats eine Untersuchung sämtlicher Invaliden stattfand, ob sie einen Ernährungszuschuß brauchten. Ich ging mit großer Besorgnis hin, da ich mich so wohl fühlte, daß ich glaubte, man würde mich

139

von der Invalidenliste überhaupt streichen. Denn wir hatten damals genug zu essen, außerdem schien mein Knie gänzlich ausgeheilt zu sein und ich schwamm und lief ohne müde zu werden. Um so größer war meine (und der ganzen Baracke) Verwunderung, als ich bei der nächsten Befehlsausgabe als einer der ganz wenigen „Honoresinvaliden“ bekannt gegeben wurde. Die russischen Ärzte sahen eben nur zu, ob man Speck auf den Rippen hatte, dann war man gesund, war man eben ein dürrer Hund, so war man Zuschuß bedürftig. Nun, ich war ganz damit einverstanden, bekam ich doch mehr Brot und Fleisch, und außerdem unbezahlten Zucker und – sehr nötig für Invalide – einen furchtbaren Tabak.

140

Ausrüstungsstücke jeder Art waren ziemlich billig zu haben, ich erstand mir einen Russenmantel, der frisch von der Kammer geklaut und noch nicht getragen war. Er war famos und hat mir gute Dienste geleistet.

Im Übrigen hielten wir uns an den Grundsatz, daß gut essen die beste Kapitalanlage ist, und dieser Übung glaube ich auch zu verdanken, daß ich bis Oktober 20 ausgehalten habe.

[Vorbereitung für den Winter 1919/20, Beschaffung von Brennholz]

Ende November traten andere Fragen in den Vordergrund, vor Allem die Holzversorgung. Daß das von den Russen gelieferte Holz nicht ausreichen würde, darüber war nur eine Meinung. Also beschloß man sich selbst zu helfen.

Das deutsche Kommando schickte eine sachverständige Patrouille (Forstassessor Grosser, Holzhändler Gaul und Schneidemühlbesitzer Daumlehner) über Land und nahm deren Vorschlag, das Holz 80 km flußaufwärts zu kaufen und bis ans Lager zu flößen, an.

Diese Unternehmung war eine ganz besonders erfreuliche Unterbrechung der Gefangenschaft. Bald hinter Kansk überholten uns die Karawanen der vom Markt heimfahrenden Bauern, und es gelang uns, einen zu finden,

der in unsere Richtung fuhr und uns – gegen anständige Bezahlung – mitnahm. Wir staunten über die Leistungsfähigkeit der russischen Pferde. Sie hatten am Tage vorher ca. 60 km mit beladenem Wagen zurückgelegt, und fuhren jetzt (von mittags bis Mitternacht) zurück, ohne eine Pause zu machen.

148

Und vor allem war es das 1. Mal seit 4½ Jahren, daß man nicht bewacht war, oder nicht abends in das umstellte Lager zurückzukehren brauchte.

Unsere erste Arbeit war dann das Abreißen eines Hauses, das für uns angekauft war. Mir war diese Tätigkeit besonders interessant, da das Haus ganz ohne Verwendung von Eisen nur mit Holz hergestellt war vom Sockel bis zur Dachdeckung einschließlich, also auch ein Zeuge eines ganz primitiven Zustands – der in Rußland gar nicht weit zurücklag – in dem der Bauer mit seiner Axt das Haus ganz alleine aufbauen konnte, ohne nur ¼ Kopeke für irgendwelchen Zubehör auszugeben, denn das Holz bekam er aus dem Gemeindewald, und mehr brauchte er nicht. 151

Im Mai 21 habe ich im Diplomexamen noch Eindruck schinden können, als ich, nach russischer Bauweise gefragt, gleich mächtig loslegen konnte. . In unserem Dorf waren eine Reihe tüchtiger Flößer, die dieses Handwerk gut verstanden, und sie halfen uns, d.h. sie machten die Hauptarbeit und lernten uns zu Gehilfen an.

Und zu einem Floßbau gehörten allerlei Geschicklichkeiten. Überhaupt kamen wir weisen Kulturmenschen uns manchmal recht dumm und unbeholfen vor gegenüber den Russen, die schon in früher Jugend all die einfachen Handgriffe gelernt hatten, die wir uns meist vergeblich bemühten, ihnen abzusehen.

Das Zusammenbinden der Stämme zum Floß war wieder eine besondere Fertigkeit, die viel Erfahrung voraussetzte. Auch hierbei wurde kein Eisen verwendet.

[es folgt eine sehr ausführliche Beschreibung des Floßbaus und der Floßfahrt, die hier übersprungen wird] 154

Unser Zusammenleben mit den Russen war recht freundschaftlich. Man grüßte sich mit jedem, sie staunten über unsere Arbeitswut, besonders als sie erfuhren, daß wir Offiziere seien. Ungeschicklichkeiten von uns wurden harmlos belacht.

[Kansk, Theater]

Zu großer Vervollkommnung war in diesem Winter das O.T.K. (Offiziers Theater Kansk) gelangt. Als wir vom Flößen wiederkamen, wurde gerade das Monate lang (unter Beteiligung des Männerchors) eingeübte „Bajazzo“ gegeben, eine sehr gute Leistung.

188

Eingeübt war das Stück von dem ehemaligen Opernsänger Schlegel, einem Böhmen. Das nächste große Stück war wohl „Nachtasyl“ von Maxim Gorki, meiner Empfindung nach die gelungenste Aufführung, die ich im Kansker Theater sah.

3. Heft

[1919 / 20] [Ende der Bewachung] 1

Der erste Erfolg des Eintreffens der Roten war, daß wir - ich weiß nicht, ob offiziell, jedenfalls aber tatsächlich - nicht mehr bewacht wurden. Wir konnten ohne „Propusk“ (Paß) in die Stadt gehen, was wir natürlich schleunigst besorgten. Vor allem sah man sich den bisher streng verbotenen Bahnhof an mit mehreren Panzerzügen und einem großen Durcheinander und viel Schmutz.

47

Dabei stellte sich sehr bald heraus, daß die Freiheit, die sie uns gegeben hatten, bedeutete, daß sie keine Verpflegung mehr lieferten, und daß sie auch keine Verpflichtung anerkannten, für uns zu sorgen. Es gäbe keine Vorrechte mehr, wir sollten selber sehen, wie wir Arbeit fänden.

[Kansk, 1920, Entwurfsarbeiten für „Das kommunistische Dorf“] 92

Die rote Armee war mittlerweile bis Irkutsk und weiter nach Osten vorgedrungen, da tauchte bei irgend einem maßgebenden Manne das Schlagwort „Wiederaufbau“ auf. Der Gedankengang der in der Presse vertreten wurde, war etwa folgender: Im Bürgerkrieg sind hunderte von Dörfern vernichtet, besonders im Jenisseigouvernement .

Da der Kreis Kansk mit am meisten in Mitleidenschaft gezogen war, bekam sein Revkom (Revolutionäres Komitet, die oberste Behörde, 94
wohlgemerkt von oben ernannt, nicht etwa gewählt) vom Rat der Volkskommission den Auftrag, Entwürfe einzureichen. Die Sache war sehr eilig und dringend.

Man wußte sich nicht anders zu helfen, als daß man sich an das Kriegsgefangenenlager wandte, und Architekten anforderte. Mit dem Beginn der warmen Jahreszeit sollte angefangen werden zu bauen. Die Lagerverwaltung übertrug einem älteren deutschen Herrn, Regierungsbaumeister Rauten , die weiteren Verhandlungen. Es stellte sich heraus, daß nur 7 deutsche Herren in Frage kamen.

Wir einigten uns dahin, daß wir 4 Gesamtpläne nach irgendwie angenommenen örtlichen Bedingungen aufstellen, eine Reihe von Typenhäuser für größere und 98
kleinere Familien und 2 – 3 Möglichkeiten für alle die gemeinsamen Anlagen entwerfen wollten. Sehr kam mir zu statten, daß ich im Jahre 1919 viele russische Bauernhäuser kennengelernt hatte und durch die Abbrucharbeiten bei der Flößerei auch etwas von den landesüblichen Konstruktionen gesehen hatte. So haben wir in 4 Wochen sehr fleißiger Arbeit eine ganz anständige Arbeit geleistet, die hier in Deutschland zu veröffentlichen recht interessant wäre.

99

Doch das, was mich ordentlich aufleben machte, war, daß ich wieder eine vernünftige Arbeit hatte, an der man mit innerer Anteilnahme arbeitete. Dazu kam, daß man am Tage aus der verhaßten Lagerumgebung herauskam, und nicht immer das selbe sehen und hören mußte, sondern mal neue Eindrücke hatte. Das Zusammensein mit den Kameraden, besonders denen von der Gruppe, gewann auch sehr dadurch, daß man sich den Tag über nicht sah, und nun abds, nachdem man allerhand erlebt hatte, an dem sie nicht teilgenommen hatten, allerlei zu besprechen und auszutauschen hatte. 106

Das kann sich ja in Deutschland kein Mensch vorstellen, was das heißt, 5 Jahre lang täglich 24 Stunden mit denselben Menschen ohne äußere Erlebnisse besonderer Art zusammen verbringen müssen, wo doch bei uns selbst Eheleute den Tag über getrennt sind und durch verschiedene Berufsarbeit andersartige Erlebnisse und Inhalte haben. So waren wir 7 wohl alle recht wenig erbaut, als es Ende März hieß: „ihr braucht nicht mehr zu kommen!“.

4. Heft

[1920, Kansk]

Die bolschewistischen Behörden gaben nun von Zeit zu Zeit bis ins Kleinste geregelte Bestimmungen bekannt, wie viel Gramm Kartoffeln, Fleisch, Gemüse, Fett, Tee, Zucker usw. uns monatlich zuständen.

Die Beschaffung des Fehlenden war äußerst schwierig, und es ist eine glänzende Leistung der im allgemeinen Interesse tätigen Herren der Lager- und Küchenverwaltung, daß sie es immer wieder fertigbrachten, eine allerdings sehr kümmerliche und eintönige, aber im Notfalldoch für einige Zeit genügende Ernährung durchzuführen.

16

Dabei verstieß natürlich alles, was sie taten, gegen die herrschenden Bestimmungen, und konnte ihnen jederzeit übel bekommen, denn geheim halten ließ sich ihre Tätigkeit nicht.

Unsere Rettung war eben, daß in Rußland von jeher schon alle Bestimmungen umgangen werden konnten, jetzt mehr denn je. Eine Möglichkeit bot der Tauschhandel. Man lieferte als Beitrag an die Küche entbehrliche Kleidungs- und Wäschestücke ab, diese wurden in weiten Reisen über Land bei Bauern gegen Lebensmittel eingetauscht, ein gefährliches Unternehmen bei der Strenge der Überwachung des ganzen Landes, aber bei der Geschicklichkeit unseres als Kutscher und Aufkäufer tätigen Kameraden meist erfolgreich.

[Technikervereinigung, Kansk 1920]

Das nächste Unternehmen (Anfang Juni 1920), das mich die letzten Wochen in Kansk beschäftigte und schließlich auch von dort ins Rollen brachte, war die Gründung einer Technikervereinigung. Etwa 80 Herren allermöglichen, mit Technik mehr oder weniger verwandten Berufe, meldeten sich, Leiter war ein sehr rühriger österreichischer Chemiker, Dr. Kurt, Jude und daher hervorragend zu gebrauchen, er ließ nie locker.

65

Ich war sein Dolmetscher, und so zogen wir von einer Behörde zur anderen, bekamen zunächst die sehr eingehenden Registrierungsscheine (das Eintragen in Listen war in Rußland immer die wichtigste und oft einzige Arbeit, die ein neues Unternehmen leistete).

Die genaue Kenntnis all dieser Behörden, der Einblick in die Vorgänge und der Umgang mit russischen Kommissaren und Sekretären überhaupt kam mir gut zu statten, nur so konnte ich im August bei meiner Schwarzfahrt im Personenzug meine Ausreden mit täuschender Sachkenntnis vorbringen.

[Einkaufen im Dorf]

Dann ging ich noch einmal auf ein weiter entferntes Dorf, 96
um mir noch etwas Lebensmittel zu erwerben. Hauptmann Schimmelpfennig, stets zu solchen Unternehmungen bereit, begleitete mich. Wir ließen uns mit der großen Fähre übersetzen, und wanderten bei ziemlicher Hitze 3 Stunden lang bergauf bergab bis zu unserem Ziel, wo wir in qualvollem Gehen von Haus zu Haus unsere Sachen gegen Eier, Brot und Speck verschacherten. Mir war es furchtbar.

Glücklicherweise fand ich noch einen älteren Bauern, der menschliches Entgegenkommen zeigte. Er tischlerte nebenbei, und nahm mir mein Tischlerwerkzeug ab, lud mich in sein Haus, machte Tee und gab uns auch irgend etwas zu essen und rauchte Zigaretten. So hatte ich nach dem ständigen an die Luft gesetzt werden doch noch einen guten Eindruck. Dann machten wir uns aber auf den Heimweg, der bei strahlender Sonne und dem Gepäck recht anstrengend war. In 2 alten Hemdsärmeln trug ich allein 40 Eier, von denen mir nur die Hälfte gehörten, dazu verschiedenes auf dem Rücken. Einmal merkte ich, daß eins angeschlagen war und auslief, mußte halten, auspacken, das Ei austrinken und
dann neu verpacken, was eine ziemliche Tortur war, da sofort Unmengen von Mücken, die einen nur solange ungeschoren ließen, wie man sich bewegte, auf mich stürzten und mich nicht schlecht piesakten.

Eine weitere, schon seit Wochen betriebene Reisevorbereitung war das Brotrösten. Auch beim Lagerarzt war ich noch einmal. Meine Malaria war, seit ich regelmäßig Chinin nahm, nicht wiedergekommen.

[Kommandierung nach Krasnojarsk, Arbeit als Architekt in der Stadtverwaltung, August 1920]

Im Laufe des Vormittags - um 10 Uhr begannen die russischen Behörden zu „arbeiten“ - mußten wir nun versuchen, Arbeit, Wohnung und Verpflegung zu finden. 117

Mit unserer Wohnung hatten wir großes Glück.Unsere Hauswirte waren recht ordentliche und saubere Leute. Er hieß Grigorieff - ein sehr häufiger Name bei den Russen - und war Sekretär beim Finanzamt.

Das Baden war ein rechter Genuß. Der Jenissei ist von den sibirischen Flüssen, die ich kennen lernte, der stattlichste. Im Gegensatz zu Ob und Irtisch, deren Ufer im Sommer
versandeten, und deren Läufe durch unzählige Inseln und Sandbänke recht unansehnlich wurden, hatte der Jenissei während der ganzen Zeit sein volles Wasser, das vom nahen Gebirge her noch sehr schön klar war.

5. Heft

Krasnojarsk 24.5. - 7.8.1920 [Angestellt bei der Stadt Krasnojarsk] 1

Ein äußerst schwieriges Problem war die Ernährungsfrage. Der ungeheure Marktplatz, auf dem früher, sogar noch Ostern 1920, Tausende von Bauern ihre Erzeugnisse verkauft hatten, war so gut wie leer, da der freie Handel „als Spekulation“ streng verboten war.

Es blieb also nichts weiter übrig, als sich „unter der Hand“ etwas dazu zu schaffen, und damit setzte man sich – zum mindestens grundsätzlich – ins Unrecht, wenn es natürlich praktisch unmöglich war, jeden zu bestrafen. Hierin sehe ich mit die teuflischte Seite des Bolschewismus, daß wohl ausnahmslos jeder gezwungen wird, die bestehenden Gesetze zu verletzen. So kann jeden Augenblick über ihn das Verhängnis einbrechen, und sogar mit dem Schein des Rechtes. Diese Möglichkeit, die praktisch natürlich nur in einer geringen Anzahl von Fällen ausgenutzt wird, ist eine quälende Last und ständige Gefahr für jeden Russen.

An Gegenständen zum Tausch besaß ich nur wenig, und das wollte ich für Fälle größerer Not aufheben. In Krasnojarsk war ich in der eigentümlichen Lage, daß ich mein Geld nicht los wurde. Mein Gehalt betrug 1800,- Rubel im Monat, 300,- Rubel kostete das Mittagessen 75,- R. das Brot, etwa 50,- die anderen Sachen, die es auf Karte gab, den Rest konnte ich nicht loswerden, da niemand etwas für Sowjetrubel gab. Sehr wertvoll waren dagegen das Romanowgeld (Zarenrubel) Gold- und Silberrubel.

[Flucht als Schwarzfahrer, Juli 1920] 39

Ende Juli ging auch ich daran, meine Weiterreiseabsichten in die Tat um zu setzen. Grund genug, jetzt endlich energisch an die Heimfahrt zu denken, war ja vorhanden, die 5½ Jahre genügten, und ich war allmählich so weit, daß ich mir sagte, nur weg von hier, ganz gleich, wie das Unternehmen abläuft.

Mit meiner Kleidung war es faul bestellt; ich besaß noch einen Waffenrock von 40
dem guten Friedensstoff, aber sonst fast nur Lumpen. Meine Hose war durch ständiges Aufsetzen von Flicken schon zu einem „geschichteten“ Gebilde geworden. Die Wäsche war so zart, daß ich sie beim Waschen garnicht mehr reiben konnte, sondern nur 1 Tag eingeseift stehen ließ und dann vorsichtig ausdrückte. Am schlimmsten war es mit dem Schuhzeug.

Mein Plan war, irgendwie als „Schwarzfahrer“ d.h. ohne die erforderlichen Papiere, über den Ural zu kommen, von wo (Perm oder Wiatka) aus man nachher den Kriegsgefangenen offiziell zur Weiterreise behilflich war, wie uns mehrere Karten von glücklich entwischten mitgeteilt hatten. Über das Wie machte ich mir wenig Kopfzerbrechen, da es doch immer anders kam, als man sich sich zurecht legte, die Hauptsache war der preußische „Drang nach vorwärts“ und etwas Glück. Wurde man geschnappt, dann bei nächster Gelegenheit weiter, da aber die Personenzüge scharf kontrolliert wurden, beabsichtigte ich, mit Güterzügen langsamer, aber dafür sicherer zu fahren.

[Gespräch mit einem Freund der Familie Grigorieff]

Als der Russe von meinen Plänen hörte, riet er mir lebhaft ab. Im Westen sei es furchtbar, Hungersnot usw. Die Bahn sei verstopft. Und vor allem Kriegsgefangene lasse man nicht hindurch. Er selbst sei 2 Transporten begegnet, die nicht weiter gekonnt hätten. Wenn ich fahren wollte, so müßte ich unbedingt nach Osten fahren. Den ersten Teil seiner Reden nahm ich nicht sehr tragisch, doch der Vorschlag, nach Osten zu fahren, hatte sicher viel für sich, und im Kansker Lager hatten viele vorgezogen, nach Osten durch zu kommen.

Der Weg war zwar etwas weiter, da es von Kansk bis Wladiwostok etwa ebenso weit bis Petersburg war, aber die Gefahrenzone war sehr viel kleiner, nach Westen etwa 4000 km Sowjetrepublik, d.h. absolute Willkür, und nach Osten nur etwa 1000 km, bis östlich des Beikalsees, wo das Gebiet des Ataman Semjonoff begann, bei dem Kriegsgefangene gut aufgehoben waren.

[Rast auf dem Weg zum Bahnhof]

Nach etwa ½ Stunde kam ich zum Glück an Erkulenz' Wohnung vorbei (des ungarischen Studenten und Mitarbeiters) und war heilfroh, hier eine kleine Pause einschieben zu können . Er hatte Besuch von einer jungen Russin - es war dies seine Methode, russisch zu lernen -, und sie geriet außer sich, als sie von meiner Absicht hörte. Das dürfe ich auf keinen Fall tun, ich würde sofort geschnappt werden, auf Kriegsgefangene sei man sehr scharf, und morgen schon würde ich in der Tjurma' – dem berüchtigten Gefängnis – sitzen. Doch jetzt half kein Winseln, der Stein rollte; außerdem war ich heilfroh, mit meinem Gepäck den größten Teil des Weges bis zum Bahnhof hinter mir zu haben.

[Der Güterzug endete auf einer kleinen Station, weiter mit Personenzügen]

Doch schon bald kam ein Russe, und rief mir zu: „Der Postzug kommt“. Ich wachte aus meinem Dämmern auf, war das Liegen in dem feinen Regen satt und beschloß, mein Heil im Personenzug zu versuchen.

Der Zug kam, außer mir waren noch einige lichtscheue Gestalten erschienen, die gleich mir auf den kaum haltenden Zug sprangen, der dann gleich wieder in die Nacht hinein fuhr. Natürlich war der Wagen, den ich erwischt hatte, wie alle anderen, vollkommen überfüllt, sogar in den Gängen standen und lagen die Reisenden, soweit ich im Dunkeln feststellen konnte.

Ohne mir große Überlegungen über meine Weiterfahrt zu machen, fuhr ich so mit Wohlbehagen in den Sonntagmorgen hinein. Es hatte mittlerweile aufgehört zu regnen, und der Blick in die frische, wohltuend schnell vorüberfliegende sibirische Landschaft ließ die Zeit vergehen.

Um so mehr war ich überrascht, als mit einem Male die Tür, an der ich stand, aufging, und vom Nachwagen her ein Eisenbahner, gefolgt von 2 Rotgardisten mit Gewehr, erschien, und nach meinen Papieren fragte. Ich hatte überhaupt nicht mehr mit dieser Möglichkeit gerechnet, und war daher zu meinem Glück sprachlos. In Blitzesschnelle malte ich mir aus, daß man mich natürlich sofort festnehmen und nach Krasnojarsk zurückschicken würde, und daß ich günstigenfalls am Montag vorm. wieder

als blamierter Mitteleuropäer auf meinem Büro erscheinen würde, von Hause weiter entfernt als jetzt, und von den paar Eingeweihten mit Spott begrüßt. Glücklicherweise war ich wenigstens besonnen genug, meine wahren Absichten und das Fehlen der vorgeschrieben Dokumente

73

nicht gleich offen heraus zu zugestehen, sondern den Mund zu halten und gleichgültig mein Portemonnaie aus der Tasche zu holen, in dem ich die verschiedensten Papiere hatte, die ich seit Beginn meiner Tätigkeit für die Russen für alle Fälle gesammelt hatte, da ich wußte, wie wertvoll in Rußland ein Stück Papier mit einem Stempel und 2 Unterschriften ist. Mit der Selbstverständlichkeit dessen, der in seinem guten Recht ist, wies ich dem prüfenden Rotarmisten gleich das erste Papier vor, das mir in die Hände kam, einem Personalausweis aus meiner Kansker Tätigkeit im März auf dem stand, daß der Inhaber, der Kriegsgefangene - - bei der und der Behörde in Kansk beschäftigt sei. Nichts von Kommandierung, oder gar Reiseerlaubnis. Ob nun der Kontrolleur, ein junger Bauernbursche, mit mir als Kriegsgefangenen Mitleid hatte, oder ob er nicht lesen konnte, weiß ich nicht, jedenfalls sagte er „gut“ gab mir meine Papiere zurück und ging zum nächsten.

Mir war jedenfalls ganz unglaublich zu Mute, ich konnte gar nicht begreifen, wie diese unerwartete Gefahr an mir vorüber gegangen war.

Selbstverständlich beschloß ich, von nun an im Personenzuge zu bleiben, und gab alle unklaren und unbequemen Pläne, wie das Reisen im Güterzuge, auf. Dann legte ich mir, um mich nicht wieder von einer Kontrolle so überraschen zu lassen, eine Fabel zurecht: ich sei mit 60 anderen Kriegsgefangenen „Spezialisten“ von Kansk nach Omsk kommandiert, hätte in Krasnojarsk den Zug verlassen, um einen Bekannten aufzusuchen, und als ich zum Bahnhof zurück gekommen sei, sei der Zug schon weg gewesen. Der Stationsvorsteher habe mir gesagt, ich solle mit dem nächsten Personenzug hinterherfahren, ich würde den Güterzug, an dem die Wagen unseres Transportes angehängt seien, bald einholen. Ein Reisepapier hätte ich nicht, da wir 60 zusammen nur ein einziges gemeinsames Papier gehabt hätten. Diese Geschichte klang möglich und wahrscheinlich, zumal ich sie mit genauer Kenntnis der Einzelheiten solcher Kommandierungen und der Anwendung der entsprechenden Fachausdrücke des Behörden Russisch vortragen konnte. Auch hatte ich Papiere, daß ich schon als Techniker für die Russen gearbeitet hatte, und daß ich zur Verfügung des „Sib urteß“ stand. (der „Sibirischen Abteilung für die Registrierung und Verteilung der technischen Arbeitskräfte“). 76

Schließlich beschloß ich, auf allen größeren Stationen den Zug zu verlassen, damit ich nicht etwa im stehenden Zuge erwischt und sofort an die Luft gesetzt werden konnte. Im fahrenden, übervollen Zuge war das Verhaften nämlich garnicht so leicht , sodaß die Kontrolleure wohl auch aus diesem Grunde nicht so scharf zugriffen.

Längs der ganzen Strecke stehen, immer ein Werst (1066 m) voneinander entfernt, Tafeln mit der Zahl der Entfernung bis zur nächsten großen Station. So kann man mit Hilfe der Stationsverzeichnisses genau verfolgen, wo man sich befindet, und darin hatten wir Kriegsgefangenen durch unsere wochenlange Reisen schon große Erfahrung. Besondere Eigentümlichkeiten bot die Fahrt an jenem Sonntag (8. Aug. 20.) nicht, es ging meist durch flaches, kultiviertes Land.

Nach einigen Stunden kam dann plötzlich die 2. Kontrolle, wieder ein Eisenbahner mit 2 Soldaten. Diesmal prüfte einer, der genauer Bescheid wußte. Er ließ mich meine ausgedachte Geschichte mit vielen Worten erzählen, fiel aber nicht darauf herein, sondern sagte, das könne er nicht kontrollieren, ich müsse mir das bescheinigen lassen, und dürfe so mit meinen Papieren nicht weiter fahren. 78

Ich redete noch eine Weile, aber erfolglos, und fragte dann, wer mir denn das bescheinigen und gültige Papiere ausstellen könne. Er sagte, das solle ich auf der nächsten

Station versuchen, jedenfalls dürfe ich nicht weiter fahren. Ich war ganz zufrieden, daß er mich sonst ungeschoren ließ, denn daraus, daß ich die 2. Kontrolle von anderen ausgeübt wurde, als die 1., schloß ich, daß jede Patrouille nur einmal kontrolliert, und daß alle paar Stunden – vermutlich gleichzeitig mit dem Zugpersonal – die Wachmannschaften wechselten. Und diese Vermutung hat sich dann auf der Weiterfahrt bewahrheitet: Wir wurden bis Omsk sicher etwa 10 mal kontrolliert, jedes mal von anderen, denen ich meine Geschichte immer von neuem erzählte, meist mit dem Erfolg, daß sie nicht darauf hereinfielen, sondern sagten, auf der nächsten Station müsse ich den Zug verlassen.

Das besorgte ich dann auch, aber ehe er weiter fuhr, stieg ich wieder ein. Es war eine weitverbreitete Eigenart der Russen, über die wir uns 1915 viel wunderten, bis wir uns allmählich daran gewöhnten, daß sie gern Befehle und Anordnungen gaben, sich aber nicht darum kümmerten, ob sie auch ausgeführt wurden; und hierauf baute ich.

Am anderen Morgen stieg ich von meinem Lager hinab, sah mich nach meiner Reisetasche um und mußte die bittere Entdeckung machen, daß sie verschwunden war. Der Verlust war sehr schmerzlich, 85
denn die Tasche barg alles, was ich an wertvollen Gegenständen besaß, die mich während meiner Reise, und wenn es sein mußte, im Winter 20/21 ernähren mußten, dabei vieles, was selbst für einen sehr Reichen unerschwinglich war, wie Eßbesteck, Zahnbürste u.ä. Noch schmerzlicher war mir der vollkommen unersetzliche Verlust meiner Niederschriften und Skizzen. Doch was halfs, mein Ziel war der Westen, also ging es ungeachtet der Verluste weiter; nun mußte ich einfach, Biegen oder Brechen, Durchkommen, denn ein russischer Winter ohne Decke, das war einfach unmöglich.

[Offiziere - Mannschaften]

Doch das Wichtigste beim Aufenthalt in Kainsk war, daß ich dort Anschläge ganz jungen Datums (Anfang August) fand, in denen befohlen wurde, alle reichsdeutschen Kriegsgefangenen Mannschaften sofort von ihren Arbeitsstellen in das Lager Omsk zu schicken, damit sie von dort abtransportiert wurden. Jeder russische Arbeitgeber, der den Befehl nicht ausführte, sollte mit Zwangsarbeit bestraft werden. Die deutschen Offiziere sollten an ihren Arbeitsplätzen verbleiben.

Unter den auf dem Bahnsteig Promenierenden entdeckte ich einen jüdisch-österreichischen Militärarzt, der jetzt als russischer Stadtarzt in Kainsk tätig war.
96
Ich redete ihn an, und er riet mir, mich in Omsk als Musketier ins Lager zu begeben; so käme ich am sichersten nach Hause. Das leuchtete mir ein, und als wir weiterfuhren säuberte ich meine Papiere, d.h. zerriß einen alten Invalidenschein von 1919, auf dem ich noch als Leutnant angeführt war, und meinen Krasnojarsker Registrierschein, auf dem auch lauter jetzt nur hinderliche Angaben waren (Leutnant, Gymnasium, Student usw.)

Einer von den Leuten, ein Reichsdeutscher, gab mir noch den guten Rat: „Nimm nur deine Brille ab, sonst halten sie dich für einen Einjährigen!“ (d.h., du kommst als Nicht-Proletarier nicht mit). Diese Auskünfte die mir nach allem, was ich bis dahin erfahren hatte, durchaus wahrscheinlich klangen bewogen mich, weitere gewagte Experimente zu lassen, und zu versuchen, mit einem Mannschaftstransport mit zu kommen. Ich ließ mir das Lager beschreiben, holte vom Bahnhof meinen Reisesack, und zog los.

[Als Musketier im Lager Omsk, 10. - 29.8.1920]

Im Lager suchten wir gleich die Kanzlei auf, um möglichst schnell auf die Liste zu kommen.Meine Papiere waren recht mangelhaft.

So gab ich dann einige Surrogatpapiere ab: einen vorläufigen Registrierschein aus Kansk, in dem nur mein Name stand, eine Bescheinigung, daß ich in Kansk für die Russen gearbeitet hatte, und eine Mitgliedskarte vom „Verbande der Bauarbeiter“ in Krasnojarsk.

[Sibirische Laus und Flöhe]

Sehr schmerzlich war mir, daß ich aus Mangel an jeglichem Gerät – nicht einmal eine Waschschüssel besaß ich – meine Wäsche nicht ordentlich waschen konnte. Einige Male pumpte ich mir eine Schüssel und tat, was streng verboten war, holte mir kochendes Teewasser, und übergoß meine verlauste Wäsche damit.

Doch ohne Erfolg, eine gute sibirische Laus ist nur durch längeres Kochen tot zu kriegen. Mein verzweifeltes Waschen mit kaltem Wasser am Flusse war natürlich gänzlich erfolglos. 100^0 Hitze schaden der Laus ebenso wenig wie 20^0 Kälte.

Eine weitere Annehmlichkeit in der nicht rein zu haltenden Baracke waren die vielen Flöhe, die sich auf jeden müden Schläfer stürzten. Der Zufall verhalf mir da zu einem guten Mittel; ich entdeckte, daß man verhältnismäßig wenig belästigt wurde, wenn man sich erst ganz spät schlafen legte. Vermutlich hatte dann sich jeder Floh schon einen Weideplatz gesichert und den ersten Blutdurst gestillt.

[Salz zum Tauschen]

In der Omsker Gegend war Salz leicht zu haben, doch wir wußten, daß es je weiter nach Westen, desto „sparsamer“ wurde. Z.B. in Moskau sollte es ein sehr wertvoller Tauschartikel sein. So brachte dann jeder Plenni sich ein mehr oder weniger großes Säckchen voll Salz mit ins Lager, auch ich ließ mir von Schlüter etwa 10 Pfund mitbringen. 153

Als aber jetzt die 1. Verlesung nach etwa 14 tägiger Pause kam, paßte ich auf wie ein Luchs und brüllte, als ich drankam mein „hier!“ mit solcher Begeisterung, daß ich allgemein auffiel, und sich die Ausrufer nicht beschweren konnten, sie hätten meine Antwort nicht gehört. Nach dem Aufruf bekam man seine gestempelten Papiere in die Hand, ich also meinen selbst ausgestellten Registrierschein. Von nun an hatte ich doch wieder einige Sicherheit.

Da nunmehr ein Ende des sibirischen Aufenthaltes abzusehen war, ging ich an meine kümmerlichen Wäschevorräte und verkloppte zunächst ein großartiges Bettlaken, das mir einer meiner Lazarettbekannten in Kansk im Frühjahr 1919 besorgt hatte. Ich hatte es noch vor meiner Abreise von Kansk tadellos gewaschen und gebleicht; sodaß es ein schönes, wertvolles Stück war. Allerdings war es durch mehrere Kammerstempel sehr entwertet. Vorsichtig breitete ich es auf dem Basar im dichten Menschengedränge aus, und hatte sofort eine große Anzahl von Interessenten dafür. Doch keiner wollte den verlangten Preis (5000.- R) zahlen, alle wiesen auf die Stempel. So war ich schließlich froh, als mir einer 4000.- bot, bezahlte und mit dem Laken verschwand. Das verkaufen des als staatliches Eigentum gestempelten Stückes war mir doch recht unheimlich gewesen. Von dem Gelde konnte ich mich mal gründlich satt essen und mir auch noch Vorräte einkaufen.

[feierliche Verabschiedung, Weltrevolution]

Am Sonntag, den 29. August, mittags, mußten wir mit Sack und Pack antreten. Zuerst war – nach stundenlangem Warten – feierliche Verabschiedung. Ein Russe, der die Verdienste der Kommunisten um die Kriegsgefangenen pries, sagte, man schicke uns nach Hause, weil jetzt der geeignete Moment gekommen sei, daß wir als Vorkämpfer die Weltrevolution nach Deutschland brächten. Nach mehren Reden ähnlichen Inhaltes konnten wir dann zu dem nahe gelegenen Anschlußgleis gehen.

6. Heft

[Transport der Mannschaften von Omsk nach St. Petersburg, 29.8. - 19.9.1920

[desertierte russische Soldaten]

Wologda, die letzte Gouvernementsstadt vor Petersburg (etwa 500-600 km), erreichten wir am 16. September vormittags. 62

Auf dem Bahnhof hatten wir noch ein recht trauriges Bild. Auf einem Gleise stand ein Zug mit einem „deserteur-bataillon“. Das Desertieren ist im russischen Heer immer sehr verbreitet gewesen. In den Schriften über den russisch-japanischen Krieg liest man davon, schon 1915 hörte man sogar in der Abgeschiedenheit der Gefangenenlager davon. - Die russischen Rekruten kamen häufig zu Kriegsgefangenen, und baten sie um einen Empfehlungsbrief an deutsche Behörden, oder sie ließen sich Unterricht im Überlaufen erteilen – dann 1917 nach der Februarrevolution nahm das Dersertieren riesige Ausmaße an, es gab einen mächtigen, politisch einflußreichen „Bund der Deserteure“, und 1920 desertierten die Russen natürlich ganz genau so. Das war ja auch kein Wunder. Seit Jahrhunderten kannten sie nur die Knute, und den Zwang, für irgendwelche Leute, die sie nicht kannten, ihre Haut zu Markte zu tragen, und gegen andere, die ihnen nie etwas zu Leide getan hatten, zu kämpfen. Ob sie nun für Väterchen Zar und die rechtgläubige Kirche, oder für den gerechten Frieden auf demokratischer Grundlage und die Selbstbestimmung der Völker (Kerenski 1917) oder für die Diktatur des Proletariats kämpften, immer mußten sie ohne irgendwelche Anteilnahme für andere, die irgendwo in Sicherheit saßen, bluten.

63

An der polnischen Front im August 1920 waren die kriegsmüden Russen nun wieder in solchen Massen desertiert, daß die Bolschewiken das bei kleineren Massen beliebte Erschießen nicht gut anwenden konnten, sondern Bataillone von Deserteuren zusammenstellten, die nun mächtig gezwiebelt wurden. Diese Burschen, die wir in Wologda sahen – alle noch jung, meist unter 20, waren ganz erbärmlich anzuschauen, das wochenlange Hungern hatte sie so abgemagert, und ihren Gesichtern einen tief ergreifenden, trostlosen gealterten Ausdruck verliehen, den ich mir nur zurückzurufen brauche, um mir ein Bild vom hungernden Rußland zu machen. Ich habe immer die Auffassung vertreten, daß man verschimmeltes Brot ruhig essen kann, solange der Schimmel nur weiß ist, dagegen die Stücke mit grünem Schimmel immer weggeworfen. Daß auch sie ein begehrtes Nahrungsmittel sein können, sah ich in Wologda, wo sich die Deserteure gierig auf alle von den Gefangenen weggeworfenen Brotreste stürzten.

[Petersburg 20. - 30.9.1920] [Registrierung und Kontrolle]

Wir gingen nun nicht weiter gerade aus in den Stadtkern, sondern bogen nach links ab, an der Moika entlang, an der wir bald die frühere italienische Gesandtschaft, das Geschäftsgebäude des Deutschen Arbeiter- und Soldatenrates, erreichten. Hier lagen und standen schon hunderte von Gefangenen auf der Straße, und erwarteten, bis ihr Buchstabe aufgerufen wurde. Der Registrierung, die mit einem eingehenden Verhör verbunden war, sah ich mit einiger Besorgnis entgegen. Wenn das Hauptziel der Prüfung auch war, zu verhindern, daß sich nicht Reichsdeutsche, vor allem Österreicher, mit eindrängten, so wußten wir doch auch, daß man Offizieren garnicht grün war und daß das Verhör von ganz Gerissenen abgehalten wurde. Und dann ließ ich meine Brille wieder in die Tasche verschwinden. 74

Und so ging alles gut. Man trat in endloser Schlange an, und bewegte sich langsam von einer Stelle zur anderen. Meine Papiere fielen nicht auf, ich gab ruhig die paar von mir geforderten Angaben, und konnte dann ungeschoren weiter zur nächsten Stelle ziehen. Alle, die irgendwie auffielen, wurden sehr eingehend geprüft, durch Fragen nach ihrer

Dienstzeit, nach ihrem Regiment, Brigade, Division usw., nach Kriegserlebnissen u.a. Viele mußten auch mit einem alten Gewehr preußische Griffe machen. So fand man Österreicher ziemlich unfehlbar heraus.

[Besichtigung in Petersburg]

Aus der reichen Fülle des Gesehenen kann ich nur weniges hervorheben. Zunächst, ganz nahe bei unserer deutschen Botschaft, die Isaaks Kirche, überwältigend groß, mit einer großen vergoldeten Kuppel. Ein Zentralbau, mit Säulenvorhallen nach 4 Seiten. Die Säulen, wohl um 20 m hoch, aus einem Stück, prachtvoll roter finnischer Granit, das Innere entspricht nicht dem äußeren, da es kein einheitlicher Raum ist, sondern aus mehreren Teilen von riesiger Höhe, aber kleiner Grundfläche besteht.

Der größte von ihnen die Admiralität, 400 m lang. Über der Einfahrt in die 82
Admiralität ein schlanker, vergoldeter Turm, der Richtungspunkt für die 3 Radialstraßen. Neben der Admiralität (westlich) der Petersplatz mit dem ehernen Reiterstandbild Peters des Großen (Inschrift: PETRO PRIMO CATHARINA SECUNDA) auf einem gewaltigen Block aus finnischem Granit.

[zerbrochene Brille]

Von einem kleinen Mißgeschick muß ich noch berichten, am 22.9. früh hatte ich mein Brillengestell (den Steg) zerbrochen. Das war sehr peinlich, da es mein einziges war, und ich noch sehr viel sehen wollte, ehe wir in Deutschland landeten. So flickte ich sie mir mit kümmerlichsten Hilfsmitteln. (Einen schmalen Streifen Blech, den ich mit meiner bewährten Taschenschere von einer Salzbüchse abschnitt. Doch dieser Notbehelf war recht unbequem, und so suchte icheinen Optiker auf. 88

Auf dem Newskiprospekt war noch ein optisches Geschäft, das einzige offene Privatgeschäft, das ich überhaupt in Petersburg gesehen habe. Ein Verkäufer versprach mir, mir in 8 Tagen ein neues Gestell zum Preise von 1200,- Rubel zu liefern. Darauf konnte ich mich natürlich nicht einlassen, sagte ich stolz: in 8 Tagen bin ich in Deutschland und dann brauche ich Ihr Gestell nicht mehr. Da mischte sich erfreulicherweise der Inhaber des Ladens ins Gespräch, redete mich gleich auf deutsch an, besah sich den Schaden, freute sich, wie ich mir geholfen hatte, und sagte, daß ich mir am nächsten Morgen ein neues Gestell zum Preise von 1000,- Rubel holen könne. Ich unterhielt mich dann noch eine Weile mit ihm und sprach ihm vor allem meine Verwunderung darüber aus, daß sein Laden noch in Betrieb sei. Da sagte er, das begriffe er auch nicht, vielleicht käme es daher, daß er sehr schlecht entbehrlich sei. Im übrigen rechne er aber jeden Tag mit einer Konfiszierung, die er aber nicht fürchte, da er über ein großes nicht zu beschlagnahmendes Kapital verfüge, seine Fachkenntnisse und seine geschickten Hände, die ihm immer wieder Einnahmen verschaffen würden. 89

Die Bezahlung meines Einkaufs war nicht ganz einfach. Ich war, als wir in Petersburg eintrafen, wie so oft im Leben, vollständig abgebrannt, und besaß nur noch einige Rubel. Doch fand ich Rat, ein geschäftskundiger unter meinen Bekannten verwies mich an eine Russin, die Tee kaufen wollte. Tee war in Petersburg eine große Seltenheit, die Frau behauptete, seit 2 Jahren keinen mehr getrunken zu haben; für den Russen ist das eine große Entbehrung. So verkaufte ich ihr meine Teereste, etwa ¼ Pfund, für 1000 Sowjetrubel + 20 Zarenrubel, konnte so meine Brille bezahlen und hatte außerdem eine kleine Barschaft für die Heimfahrt; wir hatten gehört, daß die Schiffskantinen der Auslaufdampfer Zarenrubel in Zahlung nehmen. (In Deutschland im Quarantänelager gab es für 100 Sowjetrubel 1 Mark, für 100 Zarenrubel 50 Mark, in Petersburg für 1 Silberrubel 2000 Sowjetrubel)

[Weiterfahrt nach Finnland, 20.9.1920]

Am nächsten Morgen, einem kühlen und feuchten Septembermorgen, hieß es dann „Einsteigen“!, und bald rollten wir los.

Die finnische Grenze war nicht weit, etwa 20-30 km. Schon nach 2-3 Stunden hatten wir die Zollstation erreicht. Die dort stattfindende Gepäckrevision machte den meisten sehr zu schaffen. Schon in Petersburg hatten wir große, ausführliche Bestimmungen angeschlagen gesehen , was jeder mitnehmen dürfe. An Papiergeld z.B. 15000.- Rubel. Mich persönlich rührte all das wenig. Viele Sachen hatte ich nie besessen, meine geringe Habe war mir z.T. gestohlen worden, z.T. hatte ich sie aufgezehrt. An Geld besaß ich höchstens 300-500 Rubel.

Dann hatte ich im Brustbeutel noch mein Eisernes Kreuz, das ich, nachdem ich es 5¾ Jahre glücklich durchgerettet hatte, gerade jetzt ungern eingebüßt hätte. Bei solcher Armut konnte ich anderen gern behilflich sein, indem ich ihnen Geld abnahm, das ich teils – bis zur Höhe der erlaubten Summe – offen vorzeigte und teils versteckte, auf die Gefahr hin, daß es mir abgenommen wurde.

Die Handhabung der Untersuchung war echt russisch. Wir wurden einzeln vorgelassen. Erst kam man in ein Zimmer, in dem alles Schriftliche oder Gedrucktes abgenommen wurde, nur durch Betteln erlangte ich, daß ich mir aus meinem Notizbuch das Blatt mit Heimadressen von Kameraden herausreißen durfte, deren Angehörige ich von Deutschland aus schreiben wollte. Bezeichnenderweise gab es keine Bescheinigungen, sondern jeder Beamter packte das erbeutete, auch das Geld, ohne jede Buchung in seine Schublade. Was ich – für andere – versteckt hatte, bekam ich alles glücklich durch, auch meinen Brustbeutel, ein Gegenstand, den die Russen nicht kannten.

[Übergang nach Finnland, 24.9.1920]

Nach längerem Zählen, das bei solchen Gelegenheiten unvermeidlich war, wurden dann immer 35 Mann abgezählt, über eine schmale Betonbrücke gelassen und von den Finnen in Empfang genommen.

Als einer der letzten kam ich dran, sah mir noch einmal die die letzten Rotgardisten an, ging mit dem Gefühle, mit niemandem in ganz Rußland von Petersburg bis Wladiwostok tauschen zu mögen, über die Brücke. War in Rußland alles bis zuletzt unsachlich und unpraktisch gewesen, so empfing uns am anderen Ende der Brücke ein von Grund auf andere Welt, wir fühlten uns vom 1. Augenblick an heimisch in dieser Umgebung, 102
die wir als uns verwandt empfanden. Jeder Gruppe von 35 Mann wurde sofort ein Wagen zugewiesen - der Zug stand zur Abfahrt bereit hart an der Grenze, so etwas wäre in Rußland nie möglich gewesen! - und als die letzten eingestiegen waren, ertönte ein Pfiff, und mit affenartiger Geschwindigkeit ging die Fahrt los.

[Schiffsreise nach Deutschland 28.9. - 1.10.1920]

Am 28. Sept. 20 früh bestiegen wir unseren Dampfer. Der Hafen, eine ganz kleine Anlage mit wenig Fischerhäusern hieß Bjerkö. 115
Am Morgen kamen wir an Reval vorbei.

Schöner als die Tage waren die Nächte, in denen ich oft an Deck ging, dem gleichmäßigen Auf und Ab der Wellen, und dem Glanz des Mondes, der rhythmisch auf der Wasserfläche mitwanderte, ungestört folgend. Über mir der Sternhimmel, mit denselben Bildern, die vor 3000 Jahren dem Odysseus leuchteten, als er zu den Phäaken fuhr.

Dann konnten wir allmählich feststellen, daß ein schmaler, heller Streifen 119
am südlichen Horizont immer deutlicher wurde. Zuerst glaubten wir – zu mir hatte sich Schlüter gesellt, so hatte ich wenigstens einen wohltuenden Nachbar – es seien Wolken; dann nahm der Streifen Gestalt von Bergen an. Doch bald war kein Zweifel mehr

möglich, es waren keine Wolken, es war Deutschland. Vor der Küste sah man dann zahllose weiße Punkte, beim Näherkommen erkannte man sie als Segel der Fischerboote.

Die Berge wurden deutlicher, man erkannte Kirchtürme, dann auch Ortschaften.

[Ankunft in Deutschland]

Etwa um 11 legten wir in Swinemünde an.

Dann in der Odermündung wurde es wieder lebhafter. Wir kamen durch Vororte und den Hafen. Überall frohe Begrüßungen von den Gästen der Gartenwirtschaften, von den Anwohnern, von allen, die uns sahen.

In Stettin an der Landungsstelle viele Angehörige von Kameraden, die alle nach Nachricht von den ihrigen fragen.

Dann auch ein Leidensgenosse, der 2-3 Wochen vor uns gelandet ist, Pasewald, Lehrer in Stettin, angezogen, wie das in Deutschland so üblich ist. Wir staunen, ob des ungewohnten Anblicks, und sind überrascht, daß einer der Unseren so elegant aussehen kann.

Ein kurzer Fußmarsch zum Güterbahnhof, dort stundenlang Verpflegung, Verteilung von Postkarten, Äpfeln, Zigarren, Zeitschriften.

Telegramm nach Hause.

[Durchgangslager Hammerstein 2.10. -91.10.1920]

Abds im Dunkeln in den Zug und nach etwa 6 stündiger Fahrt früh am Morgen in Hammerstein. Hier Empfang durch den Lagerdirektor; alles geht schnell und ordentlich.

Antreten zu vieren.

Dann die Aufforderung: Sind Offiziere beim Transport, dann vortreten und an den rechten Flügel!

Zu allgemeinem Erstaunen tritt unser bescheidenes Häuflein vor und folgt der Weisung.

Den Tag über reger Betrieb: Einteilen, Ausfüllen von Listen, Wäsche empfangen, Baden und entlausen. Telegramm nach Hause.

Am 3. Okt. (Sonntag) die Schreckenskunde, daß 14 Tage Quarantaine über uns verhängt sind, da Pocken im Lager.

Einkäufe, Lesen, Schreiben.

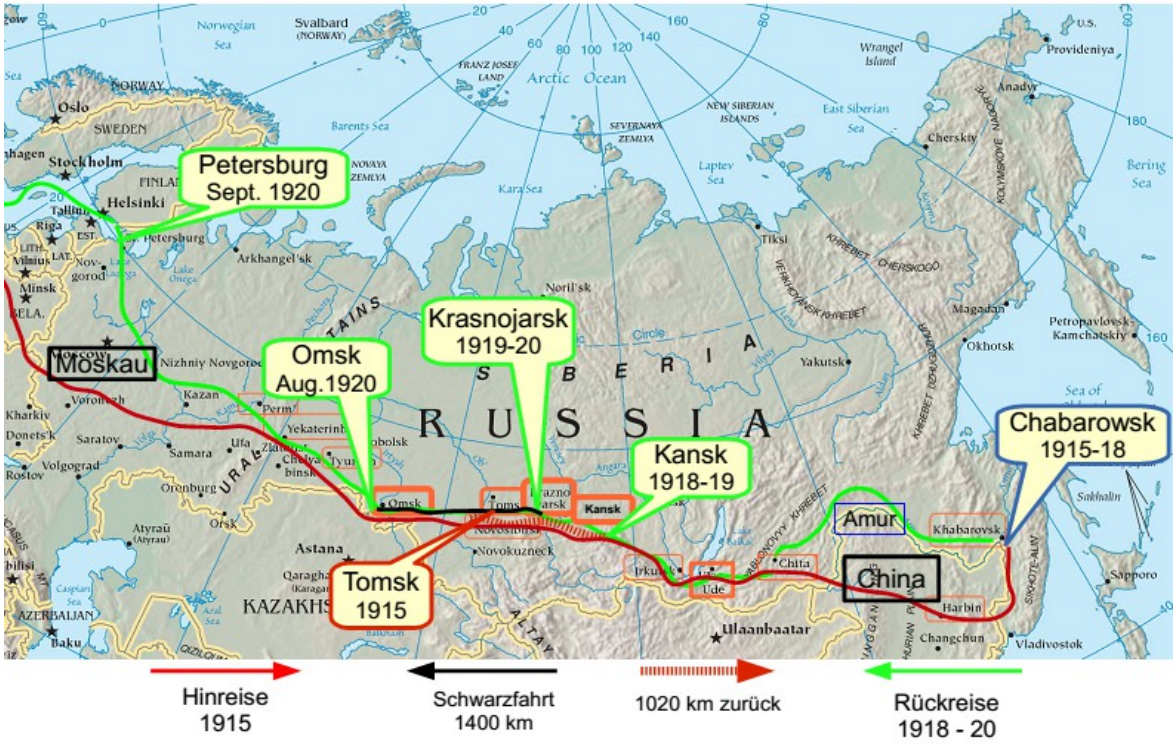
Am 7. eingekleidet.

Am 8. (Freitag) zum 1. Mal frei in die Stadt Hammerstein gelassen.

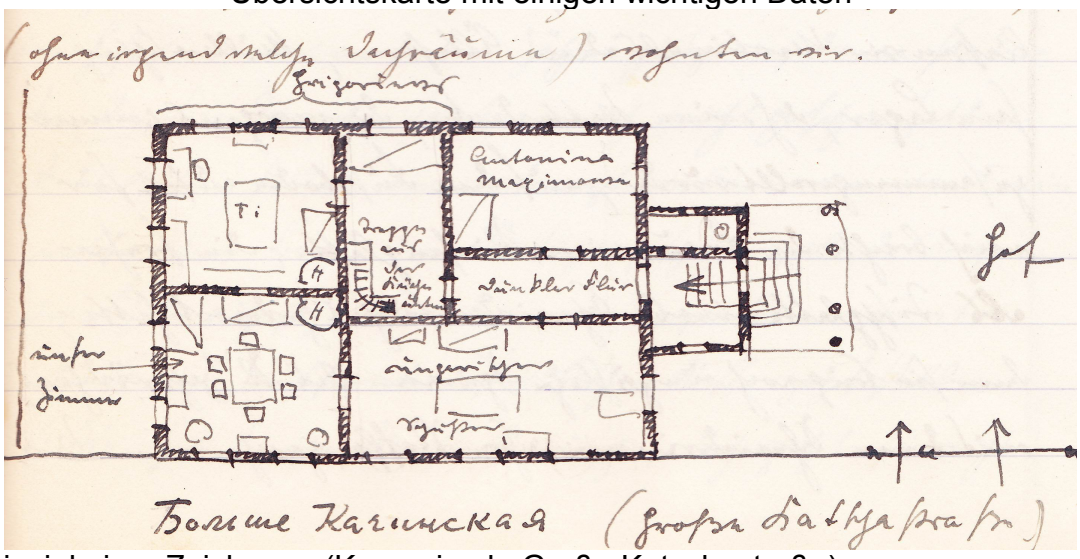
Am 9. Sonnabend früh abgefahren. Mittags 2 – 3 Stunden in Kranz.

Abends durch Berlin.

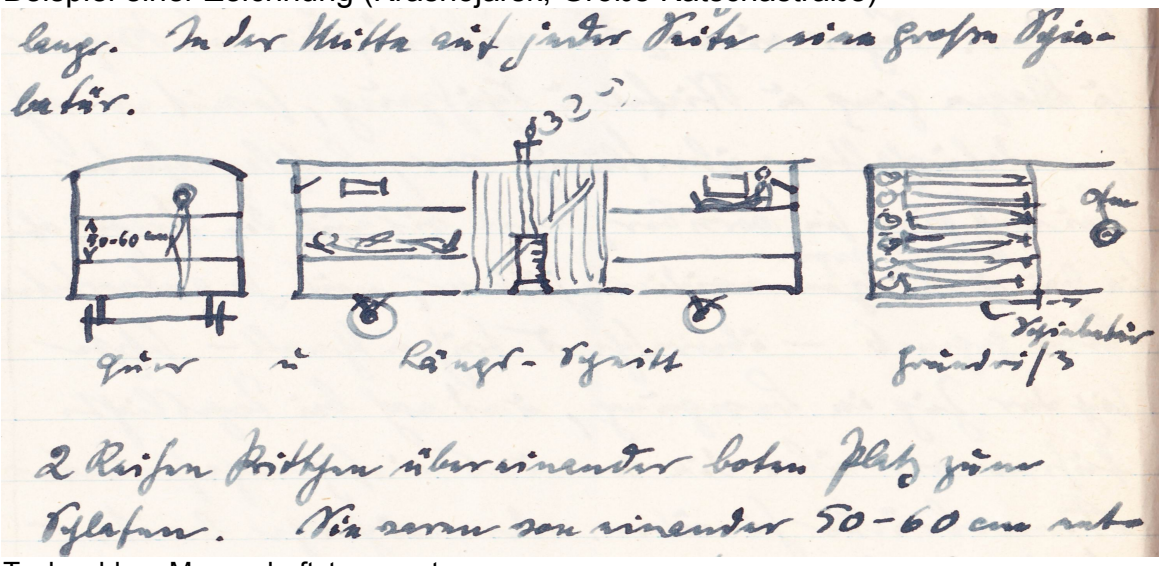
Sonntag früh ½4 in Bielefeld.



Übersichtskarte mit einigen wichtigen Daten



Beispiel einer Zeichnung (Krasnojarsk, Große Katschastraße)



Tepluschka - Mannschaftstransportwagen